

Gerechtigkeit herstellen

Ruedi Lüthy

Es gibt Länder auf der Welt, da ist das Leben zumindest einigermaßen gerecht – weil es bezahlbare öffentliche Schulen gibt, eine medizinische Grundversorgung und genügend Nahrungsmittel in den Ladenregalen. Und dann gibt es Länder wie Simbabwe, wo die Kluft zwischen Arm und Reich, Besitzenden und Besitzlosen, Gebildeten und Ungebildeten so gross ist, dass Gerechtigkeit keinen Platz zu haben scheint, und ihre so offensichtliche Abwesenheit ist ein wesentlicher Grund, warum es mich ins südliche Afrika gezogen hat. Sie wurde mir vor 15 Jahren anlässlich einer Aids-Konferenz in Südafrika deutlich vor Augen geführt, als Ed Cameron, ein weisser Richter des südafrikanischen Verfassungsgerichtes, sich in einer Plenarversammlung als HIV-positiv und schwul outete und den Anwesenden ins Gewissen redete: «Ihr geht jetzt alle wieder nach Hause, aber ihr wisst nun, dass hier rund 30 Millionen Menschen an Aids sterben werden, wenn ihnen niemand hilft.» Sein Appell traf ins Schwarze: Darf man Hilfe verweigern, wenn man weiss, dass man helfen könnte?

Ich kam damals zum Schluss, dass mir dies nicht zusteht, und ging mit meiner Erfahrung im Rucksack nach Simbabwe, um etwas gegen diese Ungerechtigkeit zu tun. Aber das «Helfen» ist eine anspruchsvolle Sache. Und täglich stosse ich an Grenzen. Man braucht mitten im Elend einen kühlen Kopf, sonst verliert man sich angesichts der Not, die hier herrscht.

Jeden Tag begegne ich Frauen, Männern und Kindern, die dank der HIV-Therapie zwar überleben, die aber hungern und kein Dach über dem Kopf haben. Können, sollen, ja müssen wir ihnen über die medizinische Therapie hinaus helfen? Ich finde: Ja. Weil die HIV-Behandlung nichts nützt, wenn unsere Patienten verhungern. Also verteilen wir an die Bedürftigsten Nahrungsmittel und helfen Jugendlichen, eine berufliche Zukunft aufzubauen. Und dann gibt es da noch Fälle wie jenen vom kleinen Tinashe. Tinashe ist zehn Jahre alt, seit Geburt HIV-positiv. Er ist blitzgescheit, sein Körper aber ist zwerghaft, er wiegt lediglich 15 Kilo. Seine Zähne wirken viel zu gross in seinem kleinen Gesicht, und in der Schule wird er täglich gehänselt. Der grösste Wunsch seiner alleinerziehenden Mutter ist, ihm endlich grössere Kleider kaufen zu können. Seit fünf Jahren trägt er die Kleidergrösse eines Vierjährigen.

Tinashe leidet an einer sehr seltenen, hormonell bedingten Wachstumsstörung. In der Schweiz würde er mit Wachstumshormon behandelt mit Kostenfolgen von rund 140 000 Franken für eine zehnjährige Behandlung. Und damit könnte Tinashe praktisch normal gross werden. Als ich den traurigen kleinen Buben kennenlernte, fand ich mich in einer sehr ähnlichen Situation wieder wie damals in Südafrika: Ich wusste, dass man ihm theoretisch helfen könnte. Waren wir dazu verpflichtet, es wenigstens zu versuchen? Warum sollte genau er Hilfe bekommen? Ist das gerecht?

Mit 140 000 Franken können wir etwa 170 HIV-Patienten ein Jahr lang behandeln. Und das ist ja der genuine Zweck unserer Stiftung: mittellose Aids-Patienten behandeln, damit sie überleben. Insofern war der Fall eigentlich klar. Eine hormonelle Wachstumsstörung ist nicht lebensbedrohlich und hat mit Aids nichts zu tun. Aber kann man guten Gewissens einfach nichts tun? Im Wissen darum, dass Tinashes sowieso schon schweres Leben durch seine Kleinwüchsigkeit noch unendlich viel schwieriger würde? Nach langen Diskussionen mit meiner Tochter, die als Geschäftsleiterin den Einsatz der Mittel mitverantwortet, sind wir zum Schluss gekommen, dass wir ihm nicht mit Spendengeldern unserer Aids-Stiftung helfen können. Uns war aber auch klar, dass wir moralisch verpflichtet sind, alles in unserer Macht Stehende zu tun, um wenigstens zu versuchen, eine andere Finanzierungsmöglichkeit zu finden. Tatsächlich hat sich eine Schweizer Stiftung bereit erklärt, dem Knaben zu helfen.

Für Tinashe ist dies nun der Anfang eines neuen Lebens. Schon sehr bald wird er eine neue Kleidergrösse tragen. Und er darf wieder träumen. Er ist nämlich ein riesiger Fussballfan, doch angesichts seiner kleinen Körpergrösse hatte er die Hoffnung aufgegeben, jemals in einer Mannschaft spielen zu können. Sein grösstes Vorbild ist Lionel Messi, denn dieser litt an der genau gleichen Krankheit und ist heute – dank langjähriger Hormontherapie – einer der grössten Fussballstars der Welt. Tinashe wird vielleicht kein zweiter Messi werden. Aber zumindest hat er nun die Chance, es zu versuchen.